

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 212 (1939)

Artikel: Kümmerli, der Kleinbürger
Autor: Schwertenbach, Wolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-657872>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kümmeli, der Kleinbürger ^{*)}.

Zwei Kurzgeschichten von Wolf Schertenbach.

Schweizerische Kinoaufnahme.

Mehr als fünfzehn Jahre schwitzte er in der marineblauen Uniform und trug sie mit Stolz, obwohl die Mühe während dieser ganzen Zeit gallonlos auf seinem Haupt thronte. Die gold-funkelnden Knöpfe seines Rockes mußten zweifellos weniger seine eigene „glänzende“ Stellung als diejenige der Bank repräsentieren. Unbekümmert um ihre Quartalsbilanzen polierte er sie jeden Sonntagvormittag. Bankausläufer Armburst pochte auf Standesbewußtsein für seine Brotherrin in guten und schlechten Tagen. Solcher Berufsdunkel, in harmonischer Ehe mit pedantischem Pflichtgefühl, stärkt auch das schwach-beinigte Bankinstitut.

Anton Armburst hatte in „seiner“ im Herzen der Stadt gelegenen Bank viele Menschen gehen und kommen sehen, die sich wegen ungenügenden Standesbewußtseins in kritischen Zeiten für den Bankberuf als ungeeignet erwiesen. Mit seinem festen Glauben an die immerwährende Zahlungsfähigkeit des Instituts stand er einzig da. Große Summen waren ihm in der Zeit, in der er vier Uniformen verbrauchte, durch die Finger gerollt. Beträge, von denen Fachunkundige nichts ahnten, wenn ihnen nicht zufällig die zweifelhafte Chance geboten wurde, in der Inflationszeit ihr mathematisches Wissen zu erweitern. Oft träumte der Wackere von einer Umsatzprovision als Anerkennung für treue Arbeitsleistung. Dann waren seine Glieder am Morgen wie gerädert, und sein Bauch schien von dem in Gold aufgewogenen Betrag förmlich flachgedrückt.

Frühling 1937! Ein strahlender Morgen. Die Stadt ist munter und umsatzlustig. Wer keine Krisensorgen hat, lacht oder ist wenigstens bis zum Eintreffen der Morgenpost froh gelaunt. Auch Anton Armburst geht beschwingt einher, trotz der schweren Geldmappe. Die Staatsbank ist sein Ziel...

Doch was sehen seine treuen Augen? Eine unruhige Menschenmenge fällt in sein Gesichts-

*) Morgarten-Verlag Zürich.

feld. Volksaufläufe vor Banken! denkt er. Nichts Neues unter der Sonne. Sein Blut wallt kaum höher. Doch der rechte Arm preßt die gewichtige Tasche fester an die Hosennaht. Stehen dort nicht zwei Polizisten? Richtig! Sie halten die Menge in Schach und sorgen zugleich dafür, daß quer über die Straße eine breite freie Bahn zum Bankeingang führt. Der Autoverkehr ist gestoppt. Nur vor der Bank steht eine Limousine mit Chauffeur. Wahrscheinlich hoher Besuch eines überseeischen Finanzministers, sinniert Armburst. Doch wer viel denkt, irrt viel. Welche Anmaßung, an dieser erhabenen Stätte eine Filmaufnahme zu drehen! Zu solch respektloser Vorstellung hätte sich Armbursts Phantasie nie verstiegen. Aber stand dort nicht ein Kurbelkasten auf hohem Stativ? Weiß Gott, eine richtige Filmszene! Wohl der unbescheidene Start einer nationalen Filmstätte. Also ein vaterländisches Geschehen. Viel Ehre, viel Bewunderer!

Unverdrossen und respekttheischend biegt Armburst in die freie Gasse ein. Berufspflicht über allem. Man scheint zur Aufnahme bereit zu sein. Der Operateur steht wie ein Luchs lauernd am Kasten. Ein hemdärmeliger Riese, zweifellos der Regisseur, erteilt eben zwei handfesten, grell geschminkten Gesellen die letzten Anweisungen, wobei er der Polizei mit gewichtiger Miene zu verstehen gibt, daß die Aufnahme sogleich beginne.

In der Tat, kaum klopfen Armbursts schweizerische Qualitätsschuhe gravitätisch die Asphaltstraße, als eine durch einen Trichter verstärkte Stimme ertönt: „Achtung, Achtung, Aufnahme beginnt!“ Mit weit aufgerissenen Augen verfolgen die Zuschauer den in der Frühlingsonne angekurbelten Grassispektakel.

Wie hungernde Bestien stürzen sich die zwei lebenden Schminktöpfe auf den kleinen Bankmann mit der schweren Tasche. Was sich vor den Augen des Publikums abspielt, wäre als Bild für jede Tapferkeitsmedaille geeignet. Ein Kampf um Mann und Mappe. Eine Rauferei im altdeutschen Sinn des Wortes. Zwei gegen einen. Interessiert beaugapfelten die Umstehenden die amerikanisch anmutende Filmszene. Schweizerisch setzt sich Armburst zur Wehr. Schweizerisch beherrscht sich das Publikum und

überhört taftvoll die Hilferufe des Bedrängten. Wie eine Reihe gezügelter Bajonette blißen Armbursts Knöpfe in der Sonne auf. Es prasselt Faustschläge. Die Menschen gestikulieren und fiebern mit. Langsam brodelt das Tellblut auf.

„Wenn in unseren kommenden Schweizerfilmen so realistisch und mit solcher Hingabe gespielt wird, nehme auch ich ein paar Aktien“, knurrt bewundernd ein stadtbekannter Nörgler zu einem offenkäuflichen Zuschauer, der in den Knien auf- und niederwippt — je nach Spiellage der Parteien.

„In der Tat, sie schlagen sich großartig“, pflichtet sein Nachbar bei. „Einfach wundervoll.“ „Ist das wirklich eine rein schweizerische Kinoaufnahme?“ fragt ein Bierter. „Ohne Zweifel, beachten Sie doch die Buchstaben auf der Mütze des dritten Schauspielers, S. A. A. Was kann dies anderes bedeuten als ‚Schweizerische Kino-Aufnahme‘!“ „Richtig, das habe ich übersehen; warum aber auch immer diese verfluchten Abkürzungen?“ murrt der Bedenständigste.

Unter gurgelnden Hilferufen wird der abgefämpfte Armburz tief erschöpft samt dem ledernen Tresor in das bereitstehende Auto geboxt. Kräftig schlägt die Wagentür zu. Schon rast das Auto auf der abgeriegelten Straße davon. Ein Werk weniger Minuten, aber so naturgetreu wiedergegeben, daß die Masse noch immer wie erstarrt dasteht. Längst sind in einem zweiten Auto auch die Operateure und der Regisseur verschwunden. Unter angeregten Debatten verläuft sich das Publikum. Das Stadtleben nimmt seinen normalen Verlauf.

„Schade, daß die Geburt des schweizerischen Kriminalfilms stumm gedreht wurde!“ meint Frau Apotheker Kümmerli auf dem Heimweg zu ihrem Mann.

„Ja, mir gehen die herzzerreißenden Hilferufe noch jetzt durch Mark und Bein — aber die

schweizerische Filmindustrie hat recht, wenn sie stumm beginnt. Man soll lieber klein beginnen, als so enden. Das ist echte Schweizer Art.“

Dann wandte sich das Ehepaar aktuelleren Problemen zu. Sein gemeinsames Interesse galt jetzt dem Gemüsemarkt.

Als es mittags vor der dampfenden Rindfleischplatte saß, vernahm es zu seinem Entsezen folgenden Radiobericht:

„Hallo, hallo, wir geben Ihnen noch eine Polizeimeldung bekannt: Heute morgen ist ein Bankangestellter mit 80,000 Fr. Bargeld dem Trick einer Gaunerbande zum Opfer gefallen, mitten in unsrer friedliebenden Stadt. In Gegenwart von Polizei und Publikum wurde...“

Entgeistert schauten sich die Essenden an. Ein bitterer Nachgeschmack legte sich auf ihre Zungen. Endlich unterbrach Frau Kümmerli die drückende Stille:

„Oh, wenn ihr Männer doch nicht immer die dreimal Klugen sein wolltet! Da seht ihr ohne jeden Argwohn zu, wie ein armer kleiner Bankbeamter auf offener Straße beraubt und mißhandelt wird!“

„Was heißt: ihr Männer? Hätte ich mich einmischen sollen? Bin ich gegen Unfall versichert? Übrigens, was unter polizeilichem Schutz geschieht, ist erlaubt! Punktum! Was sollen wir Männer dagegen tun?“

„Euch in Zukunft nicht flüger glauben als die Polizei!“

Das bombensichere Haus.

„Kann ich den Herrn Architekten sprechen?“

„Herrn Hiestand oder Herrn Friedlich?“

„Für mich kommt nur Herr Schießstand, pardon, Herr Hiestand in Frage. Er scheint sich ja auf Unterstände und Befestigungen zu verstehen.“

„Auch Herr Friedlich baut heute alles, was ihm unter die Finger kommt; denn die Zeiten im Baugewerbe sind nicht rosig.“

„Ich möchte nur wissen, was rosig ist?“

„Hier kommt eben Herr Hiestand!“

„... Hiestand!“

„Rümmerli, alt Apotheker.“

„Bitte, nehmen Sie Platz; mit was kann ich Ihnen dienen?“

„Vatersorgen bringen mich her.“

„Wie bitte?“

„Es handelt sich um die bombensichere Versorgung meiner Tochter, und dies so rasch wie möglich.“

„Herr Rümmerli, ich bin schon verheiratet, aber mein Mitarbeiter...“

„Nein, Sie sind unser Mann.“

„Bitte, bitte, wenn Sie glauben?“

„Tawohl, meine Tochter möchte endlich heiraten und wünscht deshalb...“

„... einen Mann; aber ich habe Ihnen schon gesagt, ich bin nicht mehr ledig.“

„Wer spricht von einem Mann? Im Gegenteil, sie braucht ein Haus.“

„Ach so, gratuliere, schön, schön.“

„Schön? Nein, weiß Gott, eine Schönheit ist sie nicht, woher sollt sie's auch haben? Aber das tut nichts zur Sache!“

„Herr Rümmerli, ich habe mich ungeschickt ausgedrückt; ich wollte damit meiner Freude Ausdruck verleihen, weil Sie mir den Auftrag zu halten!“

„Ihr Inserat, Spezialist für bombensichere Unterstände und private Befestigungsanlagen, hat den Ausschlag gegeben.“

„Wirklich? Ich freue mich, zu hören, daß Inserate was nützen!“

„Natürlich nützen sie was, wenn man sie liest!“

„Sehen Sie sich doch auf diesen bequemen Stuhl hier! Rauchen Sie eine Zigarette?“

„Nein, danke, ich bin Nichtraucher! Ich nehme mir aber gern eine dieser Importen mit für meinen Schwiegersohn. Er ist ein leidenschaftlicher Tabakker, man kann ihm nicht genug Ware liefern.“

„Bitte, bitte, das Kästchen steht zur Verfügung. Und nun, wie stellen Sie sich das zukünftige Haus Ihrer Tochter vor?“

„Klein, zeitgemäß und ohne größere Angriffsflächen!“

„Ich begreife Sie vollauf.“

„Auch muß es bombensicher und verdunstungstechnisch einwandfrei gebaut sein.“

„Bietet keine besonderen Schwierigkeiten.“

„Es muß den amtlichen Anforderungen vollauf genügen; denn ich will mit der Polizei nichts mehr zu tun haben.“

„Sie können sich auf mich verlassen.“

„Ich lege Wert darauf. Man hat gerade genug Anstände mit ihr, wenn man ein Auto besitzt.“

„Reden wir lieber nicht davon, Herr Rümmerli!“

„Ganz Ihrer Ansicht.“

„Wieviel Zimmer benötigt Ihre Tochter?“

„Für den Anfang genügen vier; aber wer weiß, wie sich die Sache noch entwickelt?“

„Ja, ja, der kluge Vater baut vor. An wie viele haben Sie gedacht?“

„Ich habe einen Plan mitgebracht.“

„Ausgezeichnet, dann werden wir ja bald im reinen sein.“

„Ich hoffe auch. Hier der Grundriß des Erdgeschosses!“

„Danke... Sie irren, Herr Rümmerli, das ist der Grundriß des Dachgeschosses.“

„Nein, nein, wieso?“

„Ich lese hier ‚Estrich‘.“

„Ganz richtig, er wird fünftig in den Keller verlegt. Sehen Sie, hier nebenan ist die Wendeltreppe zum Unterstand und daneben die gasdichte Bombenzelle; ich meine, die bombensichere Gaszelle. Dann kommt das Verbandszimmer, der Estrich und die Grümpelfammer. Hier sehen Sie die Winde zum Trocknen der Wäsche mit den gegen Sicht verborgenen Luftlöchern. Das ist die Belagerungskammer mit dem Proviant.“

„Sehr zeitgemäß... und der Keller?“

„Wie können Sie fragen? Kommt in den Dachstock zu liegen zwecks rationeller Platzausnutzung.“

„Ach so, und die Wäscheküche?“

„Kommt selbstverständlich auch in den Keller hinauf!“

„Wo ist der Heizraum?“

„Neben der Wäscheküche. Wo sonst? Glauben Sie vielleicht in der Winde unten?“

„Aber ich verstehe nicht recht, Herr Rümmerli...“

„Hören Sie! Zum bessern Verständnis denken Sie sich doch einfach das ganze Haus auf den Kopf gestellt. Was zuunterst ist, kommt fünfzig zuoberst. Dadurch fällt selbstverständlich die widerwärtige Entrümpelung weg.“

„Das ist richtig.“

„Diese bauliche Umstellung hat noch andere Vorteile. Nehmen wir einmal an, eine Brandbombe schlägt im Keller oben ein und die städtische Wasserversorgung ist bereits defekt, so kann immer noch mit Most und Wein dem Feuer auf den Leib gerückt werden.“

„Sehr gescheit! Aber wie ich sehe, fehlt auf dieser Skizze der Hauseingang.“

„Der Hauseingang? Aber Herr Schießstand, seien Sie doch konsequent. Wo ist der Hauseingang, wenn man ein Haus umföhrt?“

„Oben.“

„Na, sehen Sie, hier habe ich ihn eingezeichnet.“

„Herr Rümmerli, entschuldigen Sie, wenn ich Sie etwas Dummes frage. Wie kommen denn Ihre jungen Leute überhaupt ins Haus?“

„Wie kann ein fortschrittlicher Architekt so was fragen! Überlegen Sie doch, weshalb verlangt man Verdunkelung und Entrümpelung?“

„Wegen eventueller Fliegerangriffe auf unsere Stadt!“

„Sehr richtig. Wegen der wahnsinnigen Überproduktion und Neufabrikation von Flugzeugen in aller Welt.“

„Aber, Herr Rümmerli, was hat das mit dem Hauseingang Ihrer Tochter zu tun?“

„Sehr viel. Die Zeit, in der auf fünf Einwohner einer Stadt ein Flugzeug kommt, ist nicht mehr fern. Haben Sie nicht gelesen, daß in England schon die Großmütter unter die Piloten gegangen sind?“

„Doch, doch!“

„Also. Nehmen wir einmal an, mein Schwiegersohn kommt mit Kind und Regel aus den Ferien und landet auf seinem Dach. Da muß



Früh übt sich, was ein Meister werden will.

Phot. Hans Steiner, Bern.

doch der Hauseingang auf dem Dach sein. Oder soll vielleicht meine Tochter mit Kindern und Gepäck eine Leiter hinunterrutschen?“

„Aber wie gelangen Sie und Ihre Frau ins Haus?“

„Durch den Noteingang des Notausgangs im Unterstand, das ist doch sonnenklar.“

„Ach so!“

„Sind Sie jetzt im klaren?“

„Ungefähr schon. Aber wie denken Sie sich die Vorrichtungen für die Hausverdunklung?“

„Auch darüber habe ich in schlaflosen Nächten nachgegrübelt und mich vorgesehen, um mit der Polizei keine Unstände zu bekommen.“

„Was für Einrichtungen schwelen Ihnen vor?“

„Außerlich ein rabenschwarzer Verputz.“

„Sehr zweckmäßig, bietet technisch auch keine Schwierigkeit. Und die interne Verdunklung?“

„Hier kommt die im Kriegsfall einzige bewährte Beleuchtung in Frage!“

„Die wäre?“

„Waren Sie denn wirklich noch nie in einem Unterstand, der nachts mit Fliegerbomben belegt wurde?“

„Nein, Gott sei Dank nicht.“

„Ja, das sieht man Ihnen an, sonst wüssten Sie, daß im Ernstfall nur Kerzenbeleuchtung taugt, weil Gas- und Elektrizitätswerke längst außer Betrieb gesetzt oder die Leitungen zerstört sind.“

„Absolut möglich!“

„Nein, so ist es. Was nützen blaue Birnen, wenn der Strom fehlt? Einen blauen Dunst!“

„Sie wollen also auf das elektrische Licht verzichten?“

„Ummöglich, weil die Polizei bei den Verdunkelungsübungen blaue Birnen verlangt. Und mit ihr will ich unter allen Umständen in Frieden leben.“

Der Nachtschwärmer.

Ein wahres lustiges Geschichtlein.

Es ist eine verflixte Sach mit den Weiberleuten! Solang sie ledig sind, haben sie's kreuznotwendig mit lauter Sichpußen und Augenwerfen und Scharmützieren, nur damit sie ja einen Mann ergattern können. Und wenn sie sich glücklich einen eingefangen haben, dann wird nichts wie geschimpft und gejammt über den heiligen Ehestand und am Mann überhaupt kein gutes Haar gelassen.

Die Hanni von der Niedmühle macht's nicht anders. Seit dem Tag, an dem sie ihrem Peter das Fangeisen (Ehering) angesteckt hat, steht ihr Mundwerk nimmer still vor lauter Empörung über die schlechten Eigenschaften der Mannsleute. Nun ja, der Niedmüller ist im ganzen kein unebener Mann, tüchtig und arbeitsam. Aber seine Fehler hat er natürlich auch. Der schlimmste ist seine Vorliebe fürs Wirtshaus sitzen. Nicht nur an Samstagen und Sonntagen, auch am helllichten Werktag wandert der Peter zum Wirt. Dort vergibt er bei Bier und Karten ganz und gar die Zeit und findet oft erst heim, wenn im Hühnerhaus von der Niedmühle bereits der Godel kräht. Daß die Gardinenpredigten der Hanni dann auch nichts zu wünschen übrig lassen, ist klar, und so sind die Tage nach so ausgiebigen Wirtshaus sitzungen in der Niedmühle immer sehr ungemütlich: Für den jungen Niedmüller, für die

Hanni und sogar für die Dienstleute, weil die Müllerin vor lauter Kräfte schlecht kocht und rasch irgendein kleines Versehen zum Krachschlagen benützt.

Es hätte in der Niedmühle noch viel mehr böse Tage gegeben, wenn die Hanni ihrem Peter immer auf alle Schliche draufgekommen wäre. Aber sie hat einen guten Schlaf, und der Peter versteht sich aufs Schleichen, daß ihn jeder Rater drum beneiden könnte. Oft genug rückt der Peter an der Uhr herum und erklärt am Morgen mit scheinheiligem Gesicht, er wäre gewiß und wahrhaftig schon um neun daheim gewesen. Auch der kleine Stammhalter muß als Ausrede herhalten. Der Peterli schläft im Korbwagen in der elterlichen Schlafkammer. Der Peter schleicht so leise wie möglich herein und zieht sich im Finstern aus. Wacht die Hanni auf und fragt drohend, ob er vielleicht jetzt erst heimgekommen wäre, dann schiebt der Peter geschwind den Kinderwagen hin und her und sagt harmlos:

„Aber nein, Hanneli, ich bin schon lange da! Aber unser Peterli ist ein wenig unruhig gewesen, und da hutschte ich ihn ein wenig, daß er wieder einschläft. Schlafe du nur auch wieder weiter — —.“

Die Sache klappt sehr gut. Die Hanni merkt lang nichts und glaubt schon, der Peter täte sich doch endlich bessern. Aber einmal — Mitternacht ist lang vorbei — wacht die Hanni auf, und der Peter hutscht wieder voll Eifer den Kinderwagen und sagt sein Sprüchlein: „Aber Weibchen, ich bin schon lange daheim! Grad der Peterli ist unruhig und da — —“

„Was? Der Peterli wär unruhig“, schreit da die Hanni empört auf. „Du Lump, du ganz schlechter! Den Peterli habe ich doch schon vor ein paar Stunden zu mir ins Bett genommen, und da schläft er jetzt noch wie ein Ratz!“

Ein andermal wird's schon bald Tag, und die ersten Vögel pfeifen, wie der Peter die Schlafstübentür aufmacht. Da verschlägt's der Hanni die Rede. Steif und stumm sitzt sie im Bett, schüttelt nur immer den Kopf und sagt gar nichts. Der Peter zieht bedächtig sein Gewand aus: den Kittel, die Schuhe, die Hosen. Jeden Augenblick erwartet er das Gewitter. Aber es kommt nicht. Die Hanni schüttelt nur den Kopf.